

DEUTSCHLANDFUNK – Köln

im Deutschlandradio

Redaktion Hintergrund Kultur

Essay & Diskurs

Dr. Norbert Seitz/Dr. Matthias Sträßner

Essay & Diskurs

Jagen und Streicheln, Schützen und Essen

Von Menschen, Tieren und abgewandten Blicken

Von Millay Hyatt

Sprecherin: Caroline Schreiber

Sprecher: Matthias Ponnier

Zitatorin: Ulla Gesien

Zitator: Hendrik Stickan

Urheberrechtlicher Hinweis:

Dieses Manuskript ist urheberrechtlich geschützt und darf vom Empfänger ausschließlich zu rein privaten Zwecken genutzt werden. Jede Vervielfältigung, Verbreitung oder sonstige Nutzung, die über den in den §§ 45 bis 63 Urheberrechtsgesetz geregelten Umfang hinausgeht, ist unzulässig.

© Deutschlandradio

- unkorrigiertes Exemplar -

Sendung: Sonntag, 29. Dezember 2013, 09:30 – 10:00 Uhr

Sprecherin:

In Ursula K. Le Guins utopischen Roman *Planet der Habenichtse* erfährt der Protagonist Shevek bei seinem ersten Besuch auf der „alten Erde“ - dem Planeten, den seine Vorfahren verlassen hatten, um auf Anarres eine anarchistische Utopie zu gründen - eine eigenartige Erfahrung:

Zitatorin:

„Als der Wagen aus dem Nebel des Flusstals hinauf kam in klarere Luft, starrte ihn aus der Dunkelheit unter dem Laubdach neben der Straße sekundenlang ein Gesicht an. Ein Gesicht, anders als jedes menschliche Gesicht. Es war so lang wie sein Arm und gespenstisch weiß. Dampfend strömte Atem aus Löchern, die Nasenlöcher sein mussten, und grässlich, aber unverwechselbar war da ein Auge. Ein großes, dunkles Auge, traurig, vielleicht zynisch?, sofort wieder aus dem Licht der Scheinwerfer verschwunden.“

Sprecher:

Auf Anarres, dem dünnen Planeten auf dem Shevek lebt, gibt es keine größeren Tiere und außer Menschen überhaupt keine weiteren Säugetiere. Die erste Begegnung - dauert sie auch nur einige Sekunden und findet sie aus der Sicherheit eines vorbeifahrenden Autos statt - mit einem nichtmenschlichen Lebewesen, das doch ein Gesicht hat, einen Blick, erschüttert ihn. Er erkennt etwas wieder: Atem, Nasenlöcher, ein Auge, meint darüber hinaus Emotionen zu erkennen. Gehüllt ist dieses Wiedererkennen allerdings in Schreck und Grausen: Gespenstisch wirkt das weiße Gesicht, grässlich ist die Erkenntnis, dass diese in der Dunkelheit aufleuchtende, nichtmenschliche, aber doch belebte und Bewusstsein anmutende Wölbung ein Auge ist.

Sprecherin:

Dieser flüchtige Blickwechsel mit einem Pferd lässt Shevek in einem Schockmoment seine Verwandtschaft mit dem Tier wahrnehmen, und es ist eine zutiefst ambivalente Erkenntnis. Hier wird er mit einem Wesen konfrontiert, das eine gänzlich andere Stellung in der Umwelt einnimmt als andere nichtmenschliche Dinge: Es ist kein bloßes Objekt, auch keine anonyme, naturwüchsige Masse wie ein Wald oder ein Meer, es scheint auch zu einer anderen Kategorie zu gehören, als die Insekten und

Fische, die Shevek aus seiner Heimat kennt, denn anders als diese hat es ein ausdrucksstarkes Gesicht, oder, um ein altmodisches Wort zu benutzen, ein Antlitz, was das Entgegenblickende bedeutet.

Sprecher:

Aus diesem Gegenblick schaut ein eigenes Leben heraus und den Menschen an, aber es ist kein Mensch und bleibt dem Menschen aufgrund einer fehlenden gemeinsamen Sprache fremd und unverfügbar. In dem Moment, indem er und das Tier sich anschauen, tut sich - in Sheveks Wahrnehmung - eine unüberbrückbare Kluft zwischen ihnen auf. Gleichzeitig - und genau diese Gleichzeitigkeit mutet unheimlich an - spürt er eine Familienähnlichkeit zwischen sich selbst und dem Tier.

Sprecherin:

Der britische Schriftsteller John Berger hat in seinem berühmten Essay *Warum sehen wir Tiere an?* diese Verwandtschaft zwischen Mensch und Tier, die sich über einen Graben der Fremdheit mustern, als Parallelität beschrieben: Mensch und Tier wären insofern als zwei nebeneinander herlaufende Linien zu sehen - verschwistert, verbündet, verfeindet, auf einander angewiesen - die sich aber nie treffen werden. Sie schauen einander an, lieben, hassen, fürchten und erkennen sich, sind sich aber nicht gleich. Mangels eines gemeinsamen Zeichensystems können sie ihr Inneres dem Anderen nicht zeigen, schließen einander aus einer solchen Intimität konsequent aus. Hier sieht Berger die „Dualität“ begründet, die Menschen Tiere sowohl jagen als auch verehren, hegen als auch schlachten ließ. Eines seiner Beispiele ist der traditionelle Kleinbauer, der

Zitator:

„sein Schwein gern [hat] und sich freut, dessen Fleisch einzupökeln.“

Sprecher:

Berger insistiert auf dieses „und“: Nur Menschen, die eng mit Tieren zusammenleben und existenziell von ihnen abhängig sind - also gleichzeitig ein- und ausschließende Blicke mit ihnen tauschen und sich von ihnen ernähren und kleiden - leben die Gleichzeitigkeit, die in diesem „und“ enthalten ist. Alle anderen möchten es in ein „aber“ verwandeln.

Sprecherin:

Damit sind wir gemeint. Wir, die wir vor wenigen Tagen eine Weihnachtsgans verzehrten, am Heiligabend vielleicht auch Kartoffelsalat und Würstchen zu uns nahmen, und danach unseren Hund Gassi führten, für den möglicherweise ein Geschenk unter dem Weihnachtsbaum lag. Die additiven Konjunktionen in diesem Satz unterscheiden sich grundsätzlich vom „und“ im Satz vom Kleinbauern und seinem eingepökelten Schwein. Unsere Haltung zur Gans, zum Schwein und zum Hund sind derartig unterschiedlich, als ob es sich in allen drei Fällen nicht um Tiere handelte. Zumindest in den ersten beiden Fällen wird es immer leichter, so zu tun, als seien sie es nicht.

Sprecher:

Mögen wir in diesem Land millionenfach Haustiere halten, mit denen wir intensive Beziehungen führen, sind Tiere, wie sie seit der Herausbildung des Homo sapiens bis zur Industrialisierung unzertrennlich zur menschlichen Lebenswelt gehörten, in den postindustriellen Gesellschaften verschwunden. Wir leben nicht mehr mit den Tieren zusammen, von denen wir leben (im weitesten Sinne: Auch Veganer sind auf eine Landwirtschaft angewiesen, deren Bodenbearbeitungsmethoden Tiere tötet und von ihrem Lebensraum vertreibt).

Sprecherin:

Die Hunde und Katzen, Wellensittiche und Meerschweine, mit denen wir unsere Wohnungen teilen, essen wir nicht und mit den Schweinen und Kühen, Lämmern, Hühnern und Gänsen, die wir essen, teilen wir unsere Wohnungen nicht. Sie sind uns fremd. Obwohl wir uns ihr Fleisch einverleiben und in dem äußerst intimen Akt der Verdauung zu unserem eigenen Fleisch machen, glauben wir nicht mehr an unsere unergründliche Verbundenheit mit ihnen, wie sie in der Aussage eines Inuits gegenüber dem grönländisch-dänischen Ethnologen Knut Rasmussen in den 1920er Jahren zur Sprache kommt:

Zitator:

„Die größte Gefahr des Lebens liegt darin, dass die Nahrung der Menschen gänzlich aus Seelen besteht. Alle Tiere, die wir töten und essen, haben Seelen wie wir sie

haben, Seelen, die nicht mit dem Körper vergehen, und versöhnt werden müssen, damit sie sich nicht rächen, weil wir ihnen den Körper genommen haben.”

Sprecher:

In der Tat zeitigten in Jäger-Sammler-Gesellschaften die parallel laufenden Mensch-Tierlinien ein breites und komplexes Spektrum an Ritualen, die die unbehaglichen Realitäten eines Lebens, das ohne das Töten von Mitkreaturen nicht möglich ist, zeremoniell zu verarbeiten suchten. In vielen Kulturen führten Jäger vor und nach der Jagd Reinigungszeremonien durch, in manchen war es dem Jäger selbst verboten, von der Beute zu kosten.

Sprecherin:

Der französische Philosoph Georges Bataille beschreibt die Funktion solcher Tabus, die Aktivität des Tötens in bestimmte Schranken zu weisen, sie zu kontrollieren und ihr die Bedeutung einer religiösen Überschreitung zu verleihen.

Sprecher:

Durch religiöse Riten, in denen um Verzeihung von Gott oder Göttern und/oder dem Tier selbst für die Verletzung des Lebens angehalten wird, soll die Gefahr gebändigt werden, die der Inuit gegenüber Rasmussen zum Ausdruck brachte. Batailles Ausführungen legen nahe, dass eine solche Erhöhung des Tier-Erlegens zu einer religiösen Tat sie keineswegs moralisch unbedenklich macht, sondern zu einer gesellschaftlich sanktionierten Transgression, die durchaus auch lustvoll ausgelebt wird. Gerade weil das Tier in diesen Gesellschaften als dem Menschen ebenbürtig oder zumindest wesensverwandt galt, wurde seine Tötung aufwendig zeremoniell eingerahmt, ging sie mit Schuld und Sühne einher, wurden die Tötenden gefeiert und gleichzeitig ausgegrenzt.

Sprecherin:

John Berger argumentiert, dass auch die Domestizierung von Tieren eng mit einer tiefen Achtung vor oder Verehrung von Tieren einherging, dass in diesem Sinne der Übergang von Jagen zu Hegen ein fließender war:

Zitator:

„[Die] Annahme, dass Tiere in der menschlichen Vorstellung zuallererst als Fleisch oder Leder oder Horn auftraten, heißt, eine Haltung des neunzehnten Jahrhunderts Jahrtausende zurück zu projizieren. Tiere fungierten in der Vorstellung zuerst als Botschafter und Verheißung. Zum Beispiel begann man Rinder nicht einfach in der Aussicht auf die Gewinnung von Milch und Fleisch zu domestizieren. Rindvieh hatte magische Funktionen als Orakel oder als Opfer.“

Sprecher:

Auch die Domestizierung nahm der paradoxen Beziehung zwischen Mensch und Tier nicht ihren Stachel, wiewohl sie den „Schrecken und die Nostalgie“, mit der nach Bataille Menschen in Vor-Ackerbaugesellschaften wilden Tieren begegneten, gewiss dämpften. Die Gleichzeitigkeit von Nähe, Abhängigkeit, Zuneigung, Nutzung und Töten wurde indes nicht aufgehoben, sondern fand andere kulturelle Bräuche und Strategien, um der unausweichlichen Gewalt des Verhältnisses einen Tribut zu zollen.

Sprecherin:

Diese Riten, die sowohl das Schlachten wie auch die Zubereitung und den Verzehr der Tiere begleiteten, dienten keineswegs dazu, den Widerspruch zu verdecken, im Gegenteil: Wer eine Kuh festlich schmückt, um sie daraufhin zu schlachten, betont eher die Zwiespältigkeit der Beziehung, als sie zu unterschlagen. Die von John Berger beschworene „Dualität“ wird in diesen symbolträchtigen Gepflogenheiten regelrecht in Szene gesetzt.

Sprecher:

Aber ist diese angebliche Dualität nicht einfach eine Fiktion, mit der wir versuchen, unsere Herrschaft über die Tiere zu rechtfertigen? Mag sein, dass zwischen uns und ihnen eine gewisse Sprachlosigkeit herrscht. Trotzdem: Sobald man versucht, eine klare Markierung zwischen Mensch und Tier aufzustellen, kommt man schnell in Verlegenheit ob der vielen Beispiele, die der vermeintliche Mangel an Selbstbewusstsein, Gerechtigkeitsempfinden, Empathie oder ähnliches bei Tieren augenscheinlich widerlegen.

Sprecherin:

Immer wieder in der Geschichte der abendländischen Philosophie wurden eindeutige Abgrenzungen zwischen Tier und Mensch aufgestellt, an de-nen unser Selbstverständnis hing und gefestigt werden sollte, beim näheren Hinschauen erwiesen sich diese aber stets als durchlässig und mussten anderswo gezogen werden. Für Kritiker des „Speziesismus“ wie sie seit den 1970er Jahren in der Ethik artikuliert wird, sind solche „Entdeckungen“ der Wesensnähe zwischen den Gattungen allerdings nebensächlich: Nicht aufgrund von Überschneidungen im sozialen, kulturellen, intellektuellen und emotionalen Verhalten von Menschen und nichtmenschlichen Tieren stehen diesen die gleichen Rechte zu, wie wir sie - zumindest theoretisch - allen Menschen zugestehen, sondern aufgrund der Tatsache, dass sie Lebewesen mit Interessen sind, Empfindungen haben und leiden können.

Sprecher:

Der Anti-Speziesismus verwirft jegliche Privilegierung des Menschen gegenüber anderen Tiergattungen, woraus abgeleitet wird, dass jedwede menschliche Nutzung eines Tiers, von Jagen und Schlachten über Lastentragen bis hin zur Haltung als Haustier strikt abzulehnen ist. Ob man aber zu diesem Schluss aufgrund einer Einsicht in die Komplexität von tierischen Lebenswelten oder des anti-speziesistischen Gleichheitsprinzips gelangt: Die Konsequenz ist, die Parallelität oder Dualität zwischen Menschen und Tieren, das spannungsgeladene „und“ der tierhaltenden und -jagenden Gesellschaften, als verlogene Ideologie zu entlarven.

Sprecherin:

Nicht zufällig wurde diese moralphilosophische Überlegung gerade dann artikuliert, als der Mensch sich durch technische Mittel und im Rahmen einer ausgefeilten Verwertungslogik seine absolute Überlegenheit über die Tiere gesichert hat. Die titelgebende Figur des Romans *Elizabeth Costello* des südafrikanischen Autors und Tierrechtlers J.M. Coetzee bringt dies auf den Punkt:

Zitatorin:

„Wir führten einst einen Krieg gegen die Tiere, den wir Jagd nannten [...]. Dieser Krieg dauerte Millionen von Jahren. Wir haben ihn endgültig erst vor ein paar hundert

Jahren gewonnen, als wir Gewehre erfanden. Erst als der Sieg unumstößlich feststand, konnten wir es uns leisten, Mitgefühl zu kultivieren.“

Sprecher:

In anderen Worten: Wir haben keine Angst mehr, wenn ein Löwe brüllt. Ob er in einem Käfig in einem europäischen Zoo oder in einem Schutzgebiet in seinem angestammten Lebensraum das Maul aufreißt, haben wir Menschen uns höchstens an einem wohligen Schauer, ohne uns im Geringsten um unsere Sicherheit sorgen zu müssen: Beschützt durch Trennwände aus Stahl, ob in Form von Gittern oder Gewehren, und der gönnerhaften Distanz des Siegers sind wir einer nackten Begegnung zwischen uns und dem Tier derartig enthoben, dass wir in einer solchen Situation eher Mitleid als Ehrfurcht empfinden.

Sprecherin:

Aus diesem Mitleid des Stärkeren gegenüber dem Schwächeren heraus entstand die moralische Forderung, unsere Unterworfenen nicht mehr zu bekriegen. Vorher mussten sie aber restlos verdinglicht werden: Theoretisch den Weg bereitet durch Descartes, der Tiere als rein mechanische Wesen verstand, verwirklichte die frühe Industrialisierung die Entzauberung der Tiere, indem sie in den Fabriken und in den Städten nicht mehr gleichwertige Rivale, totemistische Schutzkräfte, enge Verwandte, beseelte Gefährten und Nutztiere, sondern nur noch Fleisch, Leder, Horn und Zugkraft waren. Sowohl philosophisch als auch praktisch wurden ihnen „die Erfahrungen und Geheimnisse fortgenommen“, wie Berger schreibt, was blieb war ihre Verwertung und ihre Arbeitskraft, die ab dem 18. Jahrhundert mit der Leistungseinheit Pferdestärke quantifiziert wurde.

Sprecher:

Erst nachdem diese Reduzierung vollzogen und die bis dato in zahlreichen Variationen verstandene und gelebte Parallelität und die damit implizierte Ebenbürtigkeit der Tiere mit den Menschen faktisch und theoretisch aufgehoben war, konnten sie mit dem Etikett „unschuldig“ versehen und somit zum Gegenstand von Mitleid werden. Die Idee der Unschuld der Tiere im Gegensatz zum niederträchtigen Menschen bildete sich in Europa im 18. Jahrhundert heraus. Um die gleiche Zeit hörte die europäische Rechtsprechung auf, Tiere wie mündige Akteure zu

behandeln, davor wurden sie seit dem 13. Jahrhundert durchaus immer wieder strafrechtlich verfolgt und verurteilt, gaben sogar laut offiziellen Gerichtsprotokollen gelegentlich Geständnisse ab.

Sprecherin:

Mag dies aus heutiger Sicht wie der lächerlichste Anthropomorphismus anmuten, zeugt der aufklärerische Gestus, Tieren die Strafmündigkeit abzusprechen, von ihrem Ausschluss „aus dem Kreis möglicher sozialer Personen“, wie die Soziologin Gesa Lindemann argumentiert, und somit von einer Erniedrigung. Nur ausgehend von einer Herabsetzung des Tieres auf eine seelenlose Maschine und auf bloßes Material konnte sich als Reaktion und als Konsequenz die Vorstellung durchsetzen, Tiere seien unschuldige Opfer, die unseres Schutzes und unserer Barmherzigkeit bedürfen. Einem respektinflößenden Gegenüber schreibt man keine pauschale Unschuld zu.

Sprecher:

Die komplizierte Geschichte des Mensch-Tier-Verhältnisses ist heute an einem Punkt angelangt, der weitaus paradoxer ist, als John Bergers Bauer mit seinem geliebten und schmackhaften Schwein. Die einst parallelen Linien streben auseinander in einer sich immer weiter öffnenden Schere: Auf der einen Seite werden in Schlachthöfen auf der ganzen Welt mehr Tiere getötet als je zuvor (allein in der EU sind es für die Fleischgewinnung ca. 360 Millionen Schweine, Schafe, Ziegen und Rinder sowie mehrere Milliarden Stück Geflügel im Jahr, dazu kommen noch 330 Millionen männliche Eintagsküken sowie die Pelzindustrie mit 25 Millionen Tieren, von den Tieren, die im Zuge der industrialisierten Landwirtschaft verenden oder von den Fischen, die entweder als sogenannter Beifang oder als Produkt der Fischindustrie umkommen, ganz zu schweigen).

Sprecherin:

Wie reichlich belegt aber nach wie vor weitgehend verdrängt, leben und sterben viele dieser Tiere qualvoll. Noch weniger als würdelose Maschinen werden sie in der Massentierhaltung und industriellen Schlachtung als „Rohmaterial“ behandelt und „wie Fabrikwaren weiterverarbeitet“, wie Berger schon 1977 schrieb. Ohne Zweifel

haben sich die Zustände seitdem in ihrer Brutalität und Verachtung gegenüber den Tieren nur zugespitzt.

Sprecher:

Die verdinglichende Gleichsetzung von Tier und Fleisch kommt in diesen Tierfabriken der Realität sehr nahe: So gezüchtet, dass die verwertbaren Körperteile (Brüste, Beine, Euter, usw.) überdimensioniert sind und den unverwertbaren (Hörner, Schnabelspitzen, Schwänze, usw.) entledigt, ohne die Möglichkeit, sich frei zu bewegen, sich zu paaren, sich um ihre Junge zu kümmern, geschweige denn sich zu entspannen oder zu spielen, sind diese Tiere wenig mehr als noch atmende und stoffwechselnde Fleischmassen. Folgerichtig wird in den USA an gentechnischen Möglichkeiten geforscht, Nutztiere so zu züchten, dass sie schmerzunempfindlich und so guten Gewissens noch hemmungsloser zurichtbar werden.

Sprecherin:

Wenn dies die Seite des „antlitzlosen“ Tieres ist, ist die andere in unserer Gesellschaft die des sentimentalisierten Tieres: Tiere als nichts anderes als gefühlvolle, den Menschen spiegelnde oder vervollständigende Antlitze, wie sie seit dem 20. Jahrhundert am Auffälligsten in Animationsfilmen dargestellt werden: Mit ihren tellergroßen Augen und lächelnden Mündern sind sie weniger anthropomorphisierte Wesen als kuschelige Rührungsmaschinen. Ihr reales Pendant ist das Haustier. Diese Tiere haben den scheinbaren Sieg der Menschen über alle anderen Gattungen mit ihrer Animalität bezahlt:

Zitator:

„Der kleinen Einheit des Familienlebens fehlt es an Raum, Erde, Boden, anderen Tieren, den Jahreszeiten, den natürlichen Temperaturen und anderem mehr. Das Haustier wird entweder sterilisiert oder sexuell isoliert, in seiner Bewegungsfreiheit außerordentlich eingeschränkt, fast aller Kontakte mit anderen Tieren beraubt und mit künstlicher Nahrung gefüttert. Das ist der materielle Prozess, der sich hinter dem Gemeinplatz verbirgt, dass Haustiere ihren Herrchen oder Frauchen zu ähneln beginnen. Sie sind die Geschöpfe der Lebensweise ihres Besitzers.“

Sprecher:

So John Berger über die moderne Form der Haustierhaltung. Weit davon entfernt, keine Nutztiere zu sein, bedienen diese verniedlichten Tiere die emotionalen Bedürfnisse ihrer Halter, gelten oft als die besseren Menschen, weil sie besser zuhören, bedingungslos Liebe schenken, immer treu sind, anders als Kinder ihren „Eltern“ nie entwachsen. Die Unschuldszuweisung steigert sich in dieser Perspektive zu einer Fantasie des Tiers als zahn- und klauenloses Geschöpf mit menschlichen - allerdings ausschließlich positiven - Eigenschaften, das aber, anders als ein menschlicher Lebensgefährte, keine Autonomie für sich beansprucht.

Sprecherin:

Das Entsetzen und die Empörung sind entsprechend groß, wenn Tiere nach vielen Jahren des trauten Zusammenlebens „plötzlich“ ihren Halter angreifen, wie in dem viel diskutierten Fall des Schimpansen in den USA, der vor einigen Jahren eine Freundin der Frau, die ihn jahrelang als Haustier hielt, zerfleischte. Solche Fälle werden üblicherweise von ratlosen Beteuerungen über die bisherige Harmlosigkeit des Tieres begleitet. Wenn die Domestizierung ein in der Nähe gelebtes Abhängigkeitsverhältnis zwischen Mensch und Tier eingeführt hat, so stellt die Sentimentalisierung von Tieren eine Negierung all seiner dem Menschen nicht liebsamen Eigenschaften dar. Wenn auf der einen Seite der Medaille der Mensch im Tier nur das Fleisch sieht, sieht er auf dieser nur Augen, und in ihnen gespiegelt, sich selbst.

Sprecher:

Der psychoanalytische Begriff der Spaltung beschreibt die Unfähigkeit, negative und positive Eigenschaften eines Gegenübers gleichzeitig wahrzunehmen und als in einer Spannung stehenden Teil eines Ganzen anzuerkennen. Stattdessen wird das als negativ Wahrgenommene vom Positiven getrennt und als durch und durch böse bezeichnet oder verdrängt, während das Positive als uneingeschränkt gut gilt. Eine Integration der verschiedenen Aspekte findet nicht statt. Der vorherrschende gesellschaftliche Umgang mit Tieren scheint mir von einem solchen Mechanismus bestimmt zu sein.

Sprecherin:

Im Unterschied zu Gesellschaften, die mit den Tieren leben, von denen sie leben - und die gibt es heute noch, obwohl sie im Verschwinden begriffen sind - und die die Ambivalenz dieses Zusammenlebens rituell und spirituell einbetten, versuchen wir, der konstitutiven Gewalt unseres Verhältnisses zu anderen Lebewesen aus dem Weg zu gehen, indem wir sie verleugnen und so fern von uns halten wie nur möglich. Behalten möchten wir vom Tier nur das, was uns schmeichelt und wohlige Gefühle beschert bzw. gut schmeckt oder steht, aber dann möchten wir nicht daran erinnert werden, dass etwas oder jemand sterben musste, damit wir in diesen Genuss kommen. Und wir haben es uns relativ erfolgreich so eingerichtet, dass wir nichts davon wissen müssen.

Sprecher:

Die britischen Wissenschaftler im *Animal Studies Group* betonen in ihrem Sammelband *Killing Animals*, dass wir heute das Töten und die Folter von Tieren vor uns selbst besser verstecken als je zuvor in der Geschichte der Menschheit: Die Massentierhaltungen, die Schlachthöfe, die Einschläferungen, die Tötung von Tieren in der Landwirtschaft, finden fern von der Gesellschaft statt, wo es niemanden stören muss und kaum Empörung hervorruft. Sobald Tiere in aller Sichtbarkeit getötet werden wie in Stierkämpfen, beim Jagen oder auch beim öffentlichen Schächten wird mit Entrüstung reagiert. Die Vermutung liegt nahe, dass weniger das Töten an sich als dessen Sichtbarkeit und feierliche Inszenierung anstößig wirkt.

Sprecherin:

Vielleicht halten wir dieses sichtbare Sterben deswegen nicht aus, weil es uns schmerzhaft daran erinnert, dass wir als Menschen nicht ausgenommen sind von einer Realität, in der Leben und Töten untrennbar miteinander verwoben sind. Wir tun sehr viel in unserer postindustriellen Gesellschaft, um dieses Wissen zu verdrängen, spalten ab, was nicht zu unserem Selbstbild als vernunftgesteuerte, der blinden Gewalt des Naturkreislaufs enthobenen Wesen passt. Die amerikanische Biologin und Posthumanistin Donna Haraway beschäftigt sich seit Jahren mit den vermeintlich natürlichen Abgrenzungen zwischen Menschen und anderen Tieren. Sie schreibt:

Zitatorin:

„So sehr wir es auch versuchen, uns zu distanzieren, es gibt keine Form der Lebensführung wodurch nicht jemand - nicht nur etwas - [...] sterben muss. Veganer kommen dem Ziel am nächsten, und ihre Bemühungen, den Verzehr oder das Tragen von Tierprodukten zu vermeiden, würde den meisten domestizierten Tieren den Status kuratierter, denkmalgeschützter Sammlungsexponate verleihen beziehungsweise einfach dazu führen, dass sie als Arten und als Individuen vernichtet würden.“

Sprecher:

Für Haraway ist die Vorstellung, wir könnten einen Königsweg des Lebens oder speziell des Essens finden, der „korrekt“ oder „anständig“ wäre, eine Illusion. Die Konsequenz des wirklich „anständigen“ Essens, also eine komplett gewaltfreie Ernährung, wäre das Nicht-Essen, und auch dies würde die Ausrottung von Milliarden von nicht mehr gebrauchten Nutztieren und das Aussterben von Tausenden von Arten bedeuten. Stattdessen argumentiert sie dafür, unser Zusammenleben mit unseren *Companion Species*, also all den anderen Gattungen mit und von denen wir leben und ohne die wir nicht uns selbst wären, wach, verantwortungsvoll und ohne die Hybris eines vermeintlichen Sonderstatus auszurichten.

Sprecherin:

Das bedeutet, die Nutzverhältnisse, die Gewalt sowie das Töten, ohne die wir nicht leben können, nicht zu verdrängen, sondern anzusehen, mitzudenken, und bewusst zu gestalten. Dazu gehört, wie sie unterstreicht, auch die Möglichkeit, selbst von anderen Lebewesen getötet zu werden. Haraways posthumanistische, politische Ethik zielt nicht darauf, uns das gute Gefühl zu geben, auf der moralisch richtigen Seite zu sein, weil wir den „korrekten“ Umgang mit Tieren gefunden haben.

Sprecher:

Im Gegenteil geht es darum, dieses selbstsichere Gefühl als Verblendung zu entlarven und stattdessen der unbehaglichen Realität ins Auge zu schauen, so wie Shevek dem dampfenden Pferd im eingangs zitierten Roman. Dass ein solcher Blick nicht ohne Schmerz, Scham, Ekel, Angst oder Schrecken auskommen kann, wissen

diejenigen, die eng mit den Tieren leben, von denen sie leben, besser als solche, die weit entfernt vom Leben und Sterben der Tiere eine moralisch einwandfreie oder empfindsame Haltung zu ihnen einzunehmen meinen.

Sprecherin:

In ihrem Buch *When Species Meet* setzt sich Haraway mit den Positionen von Veganern wie auch von Jägern auseinander - einerseits also die Position, dass ein Nutzen der Körper von anderen Lebewesen ethisch unbegründbar ist; andererseits die Position, dass das verantwortungsvolle Töten von Tieren ein unerlässlicher Teil einer ökologischen Praxis ist, um nur jeweils einen Stichpunkt komplexer Diskurse zu nennen. Die Diskussion bereitet ihr Unbehagen:

Zitatorin:

„Dass ich beide [Positionen] tief in meinem Inneren fühle, ist kein Relativismus [...]. Nein, es ist der Schmerz, der von gleichzeitig wahren und unharmonisierbaren Dingen erzeugt wird. [...] Es geht hier nicht um Widersprüche. Es geht hier um endliche, fordernde, affektive und kognitive Ansprüche, die an mich und die Welt gestellt werden. Beide Stränge verlangen von mir Handlung und Achtung ohne endgültige Lösung. Darin liegt meine Idee der nährenden Verdauungsstörung begründet, ein notwendiger physiologischer Zustand, um gut miteinander zu essen.“

Sprecherin:

Die Rituale, die in tiernäheren Kulturen die unlösbare Spannung im Zusammenleben von sich gegenseitig nutzenden und auch tötenden Gattungen ausmachen, dienen dazu, diese konstitutive Verdauungsstörung erträglich zu machen. Wohl auch, die Magenkrämpfe etwas zu lindern. Insofern wäre es verkürzt zu behaupten, solche Rituale dienen nur der Sichtbarmachung und der Offenhaltung einer nie heil werdenden Wunde; nein, sie entlasten auch und erlauben den Teilnehmenden, nicht nur Übelkeit zu verspüren, sondern auch Ehrfurcht, Lust, Genuss.

Sprecher:

Wir dagegen sind aktiv dabei, unsere Lebensräume von Tieren derartig leer zu räumen, wie der nur von Menschen bewohnte Planet Anarres, und bilden uns ein, wir kämen so um Verdauungsstörungen herum. Doch scheint es, als ob dieser

verdrängte Konflikt die größte Gewalt generiert. Gegen uns selbst, indem wir uns isolieren und unsere Gefährten in ihrem eigenständigen Leben vernichten. Von den Tieren ganz zu schweigen.